



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
„Wiesbadener General-Anzeiger.“



No. 25.

Wiesbaden, den 18. Juni 1896.

I. Jahrgang.

Seine Mitgift.

Humoreske von Wilhelm Fischer.

(Nachdruck verboten.)

Seine Mitgift bestand — ich will es gleich ver-
rathen — außer aus zwei gesunden, arbeitsfrohen
Armen, einem wohlgenuthen Herzen aus zwei pracht-
vollen — Wandspiegeln. Und darauf war er stolz;
nicht jeder junge Mann sorgt heutzutage so für die Mit-
gift seiner Frau.

Unser Held war Schuhmacher, akademischer Schuh-
macher, verdiente hübsches Geld und hörte auf den
schönen Namen Hans Schinder.

Es war in dem schneesturmreichen Winter 1886
auf 1887, als Hans Schinder in der Lage war, „seine
Mitgift“ an den Mann zu bringen. Er hing mit seiner
Braut schon vierzehn Tage im Schaufenster des Standes-
amtes zu G . . . a, wo seine Braut wohnte; er selbst
stand zu G . . . t in Arbeit; die Reise war also nicht
weit. Aber der Mensch denkt und Gott lenkt. Wüthende
Schneestürme erhoben sich; Eisenbahnzüge blieben wege-
lang stecken; die Landstraßen waren verweht; und immer
näher rückte der Termin zur Trauung. Der lebens-
würdige Leser wird mir verzeihen, daß ich etwas stark
post festum erzählte, aber meine Erzählung hat dafür
auch den Reiz des Erlebten.

Hans Schinder verwünschte den Schnee, die Eisen-
bahnen, die muthlosen Fuhrherrn; — auf der Suche
nach einem Schlitten war er schier verzweifelt; endlich
am Tage vor der Hochzeit bot sich ihm Fahrgelegen-
heit; eine Dame aus G., die ihren Sohn, der in G.
liegen bleiben mußte, dort mit einem Schlitten abholte,
erklärte sich bereit, Herrn Schinder und „seine Mitgift“
mitzunehmen, waren doch bei dem gefährvollen Weg
ein paar kräftige Arme nicht zu verachten.

Um dem Schlitten das nöthige Gleichgewicht zu
erhalten, mußte Hans Schinder auf dem Rücksitz, der
sog. Pritsche, Platz nehmen; „seine Mitgift“ wurde im
Innern des geräumigen Schlittens untergebracht. Die
ersten Stunden verursachte die etwas seltsame Fahrt und
der wenig behagliche Sitz trotz der eiligen Kälte unserem
Helden keine besonderen Beschwerden. Auf einmal wurde
der Weg unfahrbarer; bald sank der Schlitten rechts,
bald sank er links ein; Hans Schinder balancirte wie
ein Gott, um „seine Mitgift“ vor dem stürzenden Sturz

zu retten. So ging es zur Noth eine halbe Stunde,
vielleicht auch mehr; eine Schnecke jedoch wäre schneller
vornwärts gekommen. Der arme Hans erduldete Hölle-
qualen; aber es sollte noch schlimmer kommen.

Plötzlich erhob sich ein furchtbarer Schneesturm,
der frischen Schnee herunterschleuderte und den gefallenen
aufwühlte. Das ging durch Mark und Bein; trotz seiner
Decken war Freund Schinder bald starr vor Kälte; er
spürte seine Beine kaum mehr. Man reichte ihm eine
Decke aus dem Schlitten; als er sie umhüllen wollte,
entriß sie ihm der Sturm. Doch der Kutscher kannte
den Weg; man machte die erste Kastei bei dem ersten,
fremden Schlitten, der umgefallen den Weg verspernte.
Nachdem man die bedrängten Insassen wieder flott ge-
macht hatte, rieben sich Alle Ohren, Gesicht und Hände
mit Schnee und tranken Brod, der auf einer Spiritus-
flamme schnell zubereitet war. Hans Schinder beeilte
sich, sobald er seinen inneren Menschen in Ordnung ge-
bracht hatte, seine etwas lang und dünn gerathenen
Beine durch kneipp-gemähes Schneetrampeln zu erwärmen,
was ihm zur Noth auch gelang.

Doch bald hieß es, wieder hinten aufsitzen; es
dämmerte bereits, und man hatte noch einige Stunden
zu fahren. Alle hüllten sich fest in ihre Decken; kaum
eine Nasenspitze war mehr zu sehen; Herr Schinder
allein, der sehnlichst erwartete Bräutigam, lugte manch-
mal verstohlen nach dem Plage hinüber, wo er „seine
Mitgift“ geborgen wußte, oder horchte gespannt auf ein
verdächtiges Klirren, ein Wagesstuck, dessen Folgen man
noch heute an der auffallenden Röthe seiner ebenfalls
etwas lang ausgefallenen Ohren wahrnehmen kann.
Und dabei fror ihn; ein ausgesperter Hund hat in
mondheller Winternacht nie ärgere Qualen ausgestanden,
als Herr Hans Schinder, trotz seiner Balancierarbeit
auf der Pritsche dieses Schlittens! Der ihm spiegelglatt
gefrorene Schnurrbart gemahnte ihn überdies hämisch
genug an das Parquet des Ballsaals, woselbst seine
Hochzeit gefeiert werden sollte, und an „seine Mitgift“,
den Stolz seines Junggesellenthums. An seine Beine
dachte Hans Schinder nicht mehr; die vergaß er in
diesem See von Plagen nur zu bald; und so kam es
dann, daß Herr Hans, als er in G. angelangt, auf
den Flügeln der Sehnsucht zu „ihr“ eilen wollte, ein
paar erstorbene Beine unter sich spürte. Der Kutscher
leistete ihm den ersten Samariterdienst; auf offener

Landstraße trennte er ihm die Unausprechlichen auf und rieb ihm die Beine fest mit Schnee. Das half, und so zog denn noch desselben Abends mit „seiner geretteten Mitgift“ Herr Hans als Ritter von der traurigen Gestalt in das Heim der Schwiegereltern ein. Seine Mitgift wurde lebhaft bewundert; er bedauert und bald zur Erholung in sein Hotel geleitet.

Am andern Morgen fand die Trauung statt; er hatte die fürchterlichsten Zahnschmerzen; die linke Backe war geschwollen, die rechte hatte sich „gehügel“; die Nase glühte und die Augen waren klein; das reine Possamengengesicht! Doch er nahm sich zusammen; aber Pech ist Pech; als ihn der Standesbeamte frug, ob er die ledige Barbara Heuschreck als rechtlich Weib nehmen und halten wolle; antwortete er laut und vernehmlich: „Ja!“ . . . „Au!“

Und hielt sich die Backe, der Zahn that ihm in diesem Augenblick barbarisch weh und da schreit der Behnte „Au!“ Barbara gab ihm zwar einen zärtlichen, pantoffelgekrönten Rippenstoß, aber das „Au“, das den Anwesenden ein verständnißnißiges Schmunzeln entlockte, war nicht mehr zu redressiren. Es hielt vielmehr an; Abends, an seinem Hochzeitsabend saß Herr Hans an einem Kamin, wärmte sich, inhalirte heiße Dünste und trank einen Thee mit Rum über den andern . . . Von einer Hochzeitsreise natürlich keine Spur; kleine Leute leisten darauf auch Verzicht, denn sie sind in manchen Dingen vernünftiger als die Großen, die als Hochzeitspärlein von den pfiffigen Oberkellnern auf zehn Meilen erkannt, behandelt und, was man so nennt, ausgezogen werden.

Vierzehn Tage später, als die Wege fahrbar waren, siedelte Meister Hans mit seiner und seiner Frau Mitgift nach Eisenach über.

Es war bestimmt, daß die Frau erst dorthin nachkommen solle, wenn das ganze Nestchen sammt dem Mädchen in Ordnung sei. Aus Sparjamkeitssrücksichten sollte der Transport der gesamten Mitgift per Aze erfolgen; aber es war schwer, ein geeignetes Fuhrwerk aufzutreiben; der Schnee hatte den Pferden hart zugesetzt, und in der ganzen Stadt gab es keine zehn gesunde Pferde. Für Geld und gute Worte ist heutzutage Alles möglich; Meister Hans hatte endlich einen Fuhrmann aufgefunden, der ihm seine sieben Sachen nach Eisenach transportiren wollte.

Am nächsten Morgen kam er denn auch angefahren; ein großer Möbelwagen und davor eine Rosinante, daß sich Gott erbarm; nicht größer wie ein starker Esel, klapperdürr und melancholisch wie ein deutscher Frühlingsdichter.

„Na, nu,“ meinte Meister Hans, „Ihr habt da wohl eine Mücke vor einen Elephanten gespannt?“

„Das nicht!“ grinste der Andere, „es sieht sich man nur so an; der Kleene zieht Sie wie eene Fünf-Pfennig-Cigarre.“

Meister Hans glaubte dieser Lobrede zwar nicht; aber er saßte mit an und in kurzer Zeit war der Wagen voll gepackt. Anfänglich zog die Rosinante wie eine Fünf-Pfennig-Cigarre, aber schon beim dritten Kilometer fing das Humpeln an und der Fuhrmann knallte Meister Hans die Ohren voll!

„Nun, das kann schön werden!“ brummte Hans, aber no^{ch} ging es die Straße fiel noch ab; plötzlich aber ma^{ch}te eine^{re} Bewegung nach oben; der Gaul

prustete einige Male, dann blieb er mit gespreizten Beinen stehen. Da gerade eine Wirthschaft in der Nähe war, so machte man Rast, spannte aus und fütterte. Nach einer Stunde wollte man bei der Rosinante wieder anfragen, aber sie war nicht aus dem Stalle zu bringen; so gab man noch eine Stunde zu. Endlich bequeme sie sich; Hans, der Fuhrmann und noch zwei Bauern halfen mit Drücken, und so ging es denn mit Ach und Krach die unbedeutende Anhöhe hinauf, Rosinante wackelte bei dieser Gelegenheit wie ein eingeschlafener Wachposten; Ermunterungshieben gegenüber blieb sie taub, aus Princip!

Kopfschüttelnd meinte der Fuhrmann zu Hans:

„Wenn ich nur wüßte, was Barbara eigentlich hat!“

„Nun heißt die Mähre auch noch Barbara, wie meine Frau!“ herrschte Meister Hans schlechtgelaunt den Besitzer des edlen Vierfüßlers an. „So'n hübscher, deutscher Namen einer solchen Räubermähre. Komnten Sie sie nicht galizisch oder polnisch Schneefinstka nennen!“

„Hü! Barbara, hü!“ rief desto eifriger der in seiner Würde gekränkte Fuhrmann. Nach einer halben Stunde mußte der Fuhrmann und Hans wieder mitschieben, denn die Mähre spreizte ihre vier Knochen wiederum so eigenthümlich, daß ein unfreiwilliger, mehrstündiger Aufenthalt wieder zu erwarten stand; dem beugten die Beiden jedoch vor, indem Sie dem Thier mit gutem Beispiel voranzingen d. h. in einer Art den Drückberger spielten, daß sie den Berg hinan regelmäßig aus Leibeskräften den Wagen drückten.

„Dem Thier muß was fehlen“ meinte der Fuhrmann.

„Ein Nachbar fehlt ihm, zum Mitziehen! Ihr seid selbst Schuld; Ihr müßtet wissen, daß das Alles für ein Pferd zu schwer sei.“

„Zu schwer ist nichts, Meister; aber zu buckelig“, antwortete grinsend der Andere und deutete auf die „buckelige“ Landstraße. Aber mit schlechten Wizen wurde der Weg nicht verkürzt, und die Rosinante zwang die ganze Gesellschaft nochmals zu mehrstündiger Rast, bei der es trotz alledem, auch für die Mähre hoch herging, war doch seine Mitgift gut verpackt. Kein Wunder, daß die ganze Gesellschaft etwa 8 Stunden später als ausgerechnet und um 11 Uhr Nachts in Eisenach ankam, wo es sich denn Rosinante Barbara einfallen ließ, sich niederzulegen und dem Jammer dieses Erdenwallens philosophisch Valet zu sagen. Der Fuhrmann war untröstlich, aber schon nach dem dritten Glas Bier gestand er dem Meister, daß er seit einigen Jahren in der „Pferdeunfallversicherung“ versichert sei; dabei blinzelte er mit dem linken Auge sehr, sehr eigenthümlich. Meister Hans lud noch in derselben Nacht einige Möbel; darunter eine Matraze, die Brachspiegel, sein Stolz, seine Mitgift, Decken, Waschtisch u. s. w. Der Fuhrmann half ihm dabei, er placirte fürsorglich die beiden Spiegel an der Wand am Kopf- und Fußende der Matraze, dann wurde der Möbelwagen in eine Remise gefahren. Später machten sich die Beiden eine lustige Nacht und amüsierten sich über die Abenteuer der letzten Stunden.

Es war 2 Uhr in der Nacht, als Meister Hans sein provisorisches Nachtlager aufsuchte. Da er starker Raucher war, hatte er alle seine Streichhölzer bis auf zwei ausgenüßt; das eine langte für die Treppe, das andere half ihm in das Zimmer hinein; er sah die

Matratze und fand, da sie sehr breit war, daß die Spiegel ausgezeichnet placirt wären. Umfallen können sie so nicht, und so warf er sich denn mit „Stiefel und Sporen“ auf die Matratze und deckte sich mit wollenen Decken warm zu; bald war er eingeschlafen.

Es gibt seltsame Träume; gewiß ist schon jeder meiner verehrten Leser im Traume von Räubern und Löwen verfolgt worden, oder er flog, oder er befand sich zu seiner Beschämigung in wenig glänzender Toilette plötzlich auf der Straße, oder er wollte fliehen, aber konnte nicht laufen. Meister Hans jedoch hatte den seltensten Traum, er träumte nämlich, er sei die Rosinante, mit der sie hergefahren. Erst wieherte er leicht auf; dann leuchte er; dann spreizte er die Beine; ein Peitschenhieb, Meister Hans schlug mit Armen und Beinen aus. Ein furchtbares Klirren ertönte zwar, aber der Träumer spann seinen seltsamen Traum weiter. Am nächsten Morgen erwachte er; er hatte seinen Traum vergessen; als er nach den Spiegeln schielte, gähnten ihm zwei rohe Bretter entgegen . . . seine Mitgift war zertrümmert. Meister Hans war mit einem Satz von der Matratze; die Spiegel sind deshalb doch nicht wieder ganz geworden. Er ärgerte sich furchtbar und wurde wochenlang damit gehänselt; heute hat er Alles verschmerzt, doch ist ihm nie klar geworden, wie er nur die zwei Spiegel auf einmal zerbrechen konnte; von seinem Traum hat er ja keine Ahnung mehr! Aber sonst ist es ihm trotz der zerbrochenen Mitgift gut gegangen und heute pflegt er zu behaupten, daß ein Bräutigam ohne eigene Mitgift immer eine bequemere Hochzeitsfahrt mache. Ihm sei es nur so eigenthümlich ergangen, weil er die beiden Spiegel, „seine Mitgift“, mit sich geschleppt habe. Nun, der Glaube macht bekanntlich selig und manches allerdings auch möglich! . . .

Der Galgenmaler.

Eine tragikomische Geschichte nach dem Leben
von A. Oskar Altmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Diese Ansicht wurde Wenzel zur sogenannten fixen Idee, von der ihn nichts mehr abbringen konnte, und sein ganzes Sinnen und Trachten ging nur darauf, wie er sich an dem Urheber seines Unglücks rächen könne. Wenn er Nachts im Gefängniß ruhelos auf seinem Lager sich wälzte, hegte er nur Rachegeanken gegen Brömer, und den Tag der Entlassung aus der Strafanstalt konnte er kaum erwarten, da ihm diese endlich die Möglichkeit geben sollte, seine Rachepläne auszuführen. Auch der Tag der Entlassung kam. Wenzel erschien wieder in Holzingen, und seine Bekannten erschrauten, als sie ihn sahen, er war um Jahrzehnte gealtert. Da er irgend ein Unterkommen haben mußte, ging er zu einem seiner früheren Konkurrenten, einem jungen Malermeister, und bat diesen um Arbeit. Mehr aus Mitleid als aus anderen Gründen gab dieser Mann dem älteren Kollegen Unterkunft und leichte Arbeit, und Wenzel, der sich gar nicht in der Doffentlichkeit sehen ließ, that seine Pflicht den Tag über gewissenhaft. Selbst in der Nacht war er noch in dem Dachkammerchen, das ihm zum Schlafort angewiesen war, thätig; aber Niemand wußte, was er dort trieb.

An einem Sonntagmorgen erwachten die Bewohner von Holzingen, um eine sehr große Ueberraschung zu erleben. Die Stadt war in der Nacht in einer sehr eigenartigen Weise „bekorirt“ worden. An Bäumen, an den

Bänden von Scheunen, von isolirt stehenden Häusern, an zusammen mindestens hundert Orten war in der Nacht vermittelst einer Malerpatrone, das heißt einer Schablone, die wahrscheinlich aus Blech herausgeschnitten war, in rother weithin sichtbarer Farbe dasselbe Bild aufgespritzt worden. Dieses Bild stellte in halber Lebensgröße einen Mann dar, der am Galgen hing, und unter diesem sonderbaren Bilde standen die Buchstaben: „D. Brömer.“

Die ganze Stadt gerieth in Aufregung, und Jedermann war überzeugt, daß Niemand anders der Thäter sei als Wenzel. Der Verdacht gegen ihn bestätigte sich dadurch, daß er aus dem Hause des Meisters, bei dem er gearbeitet hatte, verschwunden war. Es gab natürlich in der Stadt ein riesiges Gallo. Nicht nur die Einwohner bewunderten die sonderbare hundertfältige Malerei, sondern auch die Bewohner der umliegenden zahlreichen Dörfer, die am Sonntag Vormittag zur Kirche kamen. Die Polizei fahndete auf Wenzel, aber der war, wie erwähnt, verschwunden, weil er sich wohl den Folgen seines großen Unfugs und der schweren Beleidigung, die er Brömer zugesügt hatte, entziehen wollte.

Brömer fühlte sich schwer verletzt und gekränkt, und wenn er von seiner Wohnung aus sah, wie sich um die benachbarten Schmahbilder Gruppen von Erwachsenen und Kindern bildeten, die sich außerordentlich über das Machwerk des flüchtigen Malers zu amüsieren schienen, so gerieth er aufs Neue in Wuth und dermaßen außer sich, daß er früher als sonst seinen Laden schloß, weil er den neugierigen Fragern nicht mehr Rede und Antwort stehen wollte.

In einem kleinen Orte macht ein derartiger Streich immer Aufsehen, und es giebt stets hämische Menschen, die den Verhöhten noch durch anzügliche Redensarten und Bemerkungen kränken und verletzen.

Am nächsten Tage beseitigte die Polizei einen Theil der Schandbilder, indem sie dieselben mit weißer Oelfarbe überstreichen ließ. Einzelne Besitzer von Häusern und Scheunen aber verboten sich diesen weißen Anstrich, der ihre Häuser noch mehr schimpfte als das Galgenbild, und so blieben mehrere Duzend der Bilder erhalten.

Die an und für sich lächerliche Sache wurde noch lächerlicher, als die Polizei von Brömer eine Beihilfe zu den Kosten der Uebermalung jener Bilder forderte, daß sie ferner Brömer rief, die Leute wegen Beleidigung zu verklagen, die von den Bildern an ihren Häusern und Scheunen nicht wenigstens die Namensunterschrift entfernten. Hunderte von „guten Freunden“ und von Leuten, die sich einen sogenannten Witz machen wollten, kamen in den Laden zu Brömer, um ihm sogenannte gute Rathschläge zu geben, und immer wieder wurde der unglückliche Kaufmann aufs Neue an seinen Aerger und an die ihm zugesügte schwere öffentliche Beleidigung erinnert. Am dritten Tage lag Brömer vor Aufregung und Aerger an einer Art Nervenfieber erkrankt im Bett. Da auch seine Frau seit Wochen bettlägerig war, mußte der Laden geschlossen werden und so entstand auch eine materielle Schädigung für den Unglücklichen, den der verrückte Maler Wenzel mit seiner sonderbaren Rache verfolgte.

Die Umgegend von Holzingen ist gebirgig, die Landschaft recht romantisch, interessante Felspartien sind überall zu finden, die ganze Umgegend der Stadt wird viel von Touristen besucht, und die idyllisch gelegenen

in Dörfern in der Nähe der Stadt sind renommierte Sommerfrischen. Man besand sich in der Sommerfrison, und die Gegend wimmelte von Touristen aus allen Theilen Deutschlands.

Die Reisenden sowohl wie die „Eingeborenen“ erlebten aber täglich neue Ueberraschungen dadurch, daß die berühmten Galgenbilder Wenzels mit der Unterschrift D. Brömer immer häufiger in der Landschaft aufsprangen. Wohin man blickte, sah man die Spuren der Thätigkeit des berühmten „Galgenmalers“. Mit jener Fähigkeit, Energie und Raschheit, die man so oft bei den Deuten findet, die an fixen Ideen leiden, zog der verrückte Wenzel mit seiner Schablone in der Umgegend umher und malte jede leere Felsstelle mit hellleuchtenden Farben an. Wo man ging, wo man fuhr, sei es auf Chaussees, sei es auf der Eisenbahn, überall sah man die gelben, rothen, blauen, grünen Galgenbilder. Dieselben mehrten sich in ungeheurer Weise, denn Niemand that dem Treiben des Verrückten Einhalt. Die kahlen Felsen waren Niemandes Eigenthum, und so konnte Wenzel ungehindert darauf lospinseln.

Die höchsten, fast unzugänglichen Felsspitzen schreckten ihn nicht, er erklimmte und kaskierte dort sein Galgenbild ab. In vier Wochen war die Gegend im meilenweiten Umkreise mit Tausenden von Galgenbildern verunziert.

Das Publikum hatte erst lachend die Bilder des verrückten Malers betrachtet, jetzt wurde es ärgerlich, und die Zeitungen der Gegend brachten nicht nur Berichte über die Bilder, sondern auch Zuschriften, in denen das Publikum seiner Entrüstung über den Unfug Ausdruck gab. Sogar die Blätter in Berlin brachten von Touristen Nachrichten über den Galgenmaler und seine Bilder. Das Publikum rief nach der Polizei und verlangte, der Verrückte solle als gemeingefährlich in eine Irrenanstalt gebracht werden, Wenzel aber wartete es nicht ab, bis die allgemeine Entrüstung gegen ihn den Höhepunkt erreichte. Er verschwand schon vorher, so daß die Polizei das Nachsehen hatte, als sie ihn zu fassen begann. Mit ihm aber verschwanden nicht die Bilder, sondern, da sie mit solider Delfarbe aufgepinselt waren, konnten sie noch monatelang sichtbar bleiben und an geschützten Stellen selbst den Winter überdauern.

Der arme Brömer litt fürchterlich unter der Nichtswürdigkeit seines Gegners. Er war ein empfindlicher, leicht verletzbarer Mensch, und es brachte ihn fast um den Verstand, sich im meilenweiten Umkreise als Galgenmann dargestellt zu sehen. Auf die Straße wagte er sich nicht hinaus, denn die Kinder sangen ihm Spottlieder nach, und die Erwachsenen belästigten ihn mit ihren Fragen und ihren Beileidsbezeugungen. Er war nicht nervös, sondern fürchtete geradezu wahnsinnig zu werden, weil die Belästigung wochenlang nicht aufhörte.

Wenn man ihm doch nur einmal einige Tage Ruhe gelassen hätte, um sich von seinem Aerger zu erholen! Aber jede Stunde brachte neue Nachrichten, jede Zeitungsummer hatte neue Berichte über die unheimliche Thätigkeit des Galgenmalers, und als dieser aus der Gegend verschwand und seine Malerei einstellte, kamen die Diskussionen in den Zeitungen, die „Eingefandnis“ u. s. w.

(Schluß folgt.)

Allelei Humoristisches.

Ein Amerikaner,

der in Ceylon ein Bad zu nehmen wünschte, bat einen Eingeborenen, ihm eine Stelle zu zeigen, die von Krokodilen frei wäre. Der Eingeborene führte ihn an eine Stelle nahe der Mündung des Flusses und hier erfreute sich der Amerikaner am Buss eines Bades. Als er wieder herauskam, fragte er seinen Führer, weshalb diese Stelle von Krokodilen frei wäre. „Krokodil fürchtet sich vor Haifisch!“ antwortete der Eingalese. „Zu viel Haifisch hier!“

Schmerzengeld.

Geheimrätin (zum Lohndiener): „Was bekommen Sie pro Abend?“ — Lohndiener: „Gewöhnlich drei Mark — wenn aber gesungen wird, bekomme ich fünf Mark!“

Nicht abzuschrecken.

„Also wieder ein Hansirer! Drei Ihrer Kollegen hab' ich heute bereits die Treppe hinuntergepedirt!“ — „Sehr erfreut! Also hatten Sie die Güte, mir Ihre werthen Aufträge zu reserviren?“

Höchste Renommée.

A.: „Ist es denn wahr, daß in Wien die Fiaker so schnell fahren?“ — Schauspieler: „Weiß nicht . . . Pferde sind mir dort immer ausgespannt worden!“

Ein irischer Parlamentsredner

äußerte jüngst in einer donnernden Philippika gegen die Regierung: „Sie werden das Schaf, das die goldenen Eier legt, so lange scheeren, bis es trocken gepumpt ist.“ — Das genügt!

Schwer zu befriedigen.

Herr (zum Schuster): „Sie, die Stiefeln, die Sie mir gemacht haben, passen ja ganz gut, aber die Form hatte ich mir doch anders vorgestellt.“ — Schuster: „Ja, das ist alleweil a so. Mach' i die Stiefeln den Deuten nach die Fuß', nachher sind's net nach eahnen Kopf, und mach' i's iher nach 'n Kopf, nachher passen's net an die Fuß'!“

Das ändert die Sachel

Von dem französischen Senator Renaud wird folgendes nette Geschichtchen erzählt. Als Renaud zum ersten Male aus seiner Heimath, den Pyrenäen, nach Paris kam, mietete er ein Zimmer in einem Hotel und bezahlte einen Monat — 150 Franken — voraus. Der Eigenthümer fragte ihn, ob er eine Quittung haben wolle. „Es ist nicht nöthig“, sagte Renaud, „Gott ist mein Zeuge.“ „Glauben Sie an einen Gott?“ fragte spöttisch der Hoteller weiter. „Gewiß!“ antwortete der Senator. „Sie nicht?“ „Nein, Monsieur!“ „Ach“, meinte Renaud, „dann stellen Sie mir gefälligst doch eine Quittung aus!“

Neue Imperative.

Küstenbewohner von Helgoland: Küß' den Bewohner von Helgoland! Hüteverkäuferinnen: Hüte Verkäuferinnen!

Kühner Vergleich.

Untersoffizier: „Donnerwetter, Meyer, schon wieder nicht rasirt!“ . . . Wegen Sie ist ja ein Stachelschwein die reine Puderquaste!“

